

## Rezensionen

### **Geissbühler, Simon; Ryf, Daniel: Der einarmige Auswanderer. Eine Spurensuche vom Emmental nach Argentinien.**

Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2016. 172 S.

Mit dem Beginn der Industrialisierung Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die Auswanderung nach Übersee, vorwiegend nach Nord- und Südamerika, neue Dimensionen an. Zwischen 1857 und 1939 emigrierten rund 40 000 Schweizerinnen und Schweizer nach Argentinien, das zweitgrösste Auswanderungsziel nach den USA. Mehrere Kolonien wie Esperanza, Baradero, San Carlos oder San Jerónimo Norte wurden gegründet, die mitunter der Bevölkerung eines ganzen Schweizer Dorfs ein neues Zuhause boten.

Dies erstaunt nicht vor dem Hintergrund, dass Argentinien zu dieser Zeit wohlhabender war als viele europäische Länder. Zwischen 1870 und 1914 lag das argentinische Pro-Kopf-Einkommen höher als in Italien und Spanien. Die argentinischen Behörden erliessen zahlreiche Gesetze zur Förderung der Einwanderung, von der sie sich eine Modernisierung der argentinischen Wirtschaft und Gesellschaft erhofften. Einer der Auswanderer, die von diesen Bedingungen profitieren konnten, war Ernst Geissbühler.

Die Erzählung beginnt mit einem Eintrag im Familienstammbaum: «Ernst, geboren 1868, Farmer, Buenos Aires» (S. 11). Sie geht weiter mit der Suche nach diesem Ernst, dem Ururgrossonkel von Simon Geissbühler, einem der Autoren des Buchs. Daniel Ryf, der beruflich in Argentinien weilt und für die argentinische Seite der Nachforschungen verantwortlich ist, hilft ihm dabei. 2014 nehmen die beiden die Spurensuche auf, die sie abwechselnd mit Tagebucheinträgen dokumentieren.

Die Recherche führt vom Bundesarchiv in Bern über den Taufrodel von Bürglen bis zum Museo de la Inmigración, der Nachfolgeeinrichtung der Institution, in der die Einwanderer ankamen, kontrolliert und registriert wurden. Die Autoren finden heraus, dass der 21-Jährige im Dezember 1889 in Le Havre das Schiff Pampa nach Argentinien bestieg. Im Januar 1890 liess er sich bei der Schweizer Vertretung in Argentinien registrieren, danach verliert sich die offizielle Spur. Wie das Telefonbuch verrät, leben auffällig viele Angehörige der Familie Geissbühler in der kleinen Ortschaft General Deheza. Dort erreicht Ryf eine Rosana Geisbuhler, die Schweizer Wurzeln hat und sich an einen Urgrossvater mit dem Namen Ernesto Geisbuhler erinnert.

Ryf fährt nach General Deheza, um Rosana Geisbuhler und ihre Tante Raquel zu treffen, die einiges über die Familie zu berichten weiss. An Ernst Geissbühlers Geburtstag erfährt der Autor mehr über die Geschichte des Auswanderers: Ernesto, wie

er sich nach seiner Ankunft in Argentinien nannte, eröffnete zuerst eine Kantine, wo sich Eisenbahn- und Bahnhofsmitarbeiter verpflegten. Danach unterrichtete er als Privatlehrer in der Kleinstadt General Deheza in der argentinischen Pampa. Er heiratete Elisa, ebenfalls eine Schweizerin, und zog mit ihr vier Kinder gross: Walter, Artigo, Diego León und Eduvigés, die ihrerseits wieder zahlreiche Nachkommen hatten. In der Ortschaft wurde er «el Manco», «der Einarmige», genannt, weil er als Kind einen Arm verloren hatte, als er an einem Eisenbahngleis schlief. Obwohl er mit seiner Frau Schweizerdeutsch redete, sprach er selten über seine Schweizer Wurzeln und brachte seinen Kindern auch kein Schweizerdeutsch bei. Die Nachfolgegeneration assimilierte sich, schrieb den Familiennamen nur noch mit einem «s» und ohne Umlaut. Ernst Geissbühler starb am 24. März 1942 in General Deheza in der argentinischen Pampa und liegt dort neben seiner Frau begraben.

Entgegen dem Titel des Buchs steht nicht die Geschichte des «einarmigen Auswanderers» im Vordergrund, sondern eine Geschichte der Spurensuche und des Zusammenfindens einer Familie. Als Folge der Kontaktaufnahme reist Rosana Geisbuhler in die Schweiz, kurze Zeit später besucht Simon Geissbühler seine argentinischen Verwandten. Die argentinischen Tagebücher enthalten immer wieder historische Randdaten, wirtschaftliche und militärische Anekdoten und Gedanken über Geschichte und Gesellschaft. Ryf nimmt die Leser mit auf zahlreiche historische Exkurse, Besichtigungen und Zwischenstopps. Er erzählt die Geschichte des Jesuitenordens in Argentinien und des Kapitäns Hans Langsdorff, der sein eigenes Schiff versenkte, recherchiert zum Dampfer Pampa und besucht die kleine Ortschaft Villa Berna, die von einer Schweizerin Mitte des 20. Jahrhunderts gegründet wurde. Simon Geissbühler philosophiert in Rückgriff auf zeitgenössische Literatur zum Begriff der Heimat und thematisiert politische Schwierigkeiten Argentiniens, über die er als Diplomat spannende Einsichten geben kann. In dieser thematischen Fülle gerät die Geschichte Ernst Geissbühlers etwas in den Hintergrund.

Folgerichtig steht am Ende trotz der spannend aufgebauten Suche die Feststellung: «Über das Leben von Ernst wissen wir kaum etwas.» (S. 126) Vieles bleibt offen: Warum wanderte Ernst Geissbühler aus? Wie haben sich Ernst und Elisa kennengelernt? Welchem Beruf ging Ernst unmittelbar nach seiner Ankunft nach? Auch wie die Information über Ernsts Heirat und die zwei Söhne in den Familienstammbaum gekommen waren, obwohl der Auswanderer angeblich keinen Kontakt mehr zur Schweiz pflegte, wird nicht geklärt.

Trotz der wenigen Informationen und solcher Widersprüche gibt das Buch durchaus Anstösse zu einer Gedankenreise in eine uns unbekannte Zeit. Es enthält 26 Bilder und Fotografien, die analysiert und interpretiert werden und so eine gedankliche

Rekonstruktion des Geschehenen ermöglichen. Mit nützlichen Informationen werden den Lesenden zudem politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenhänge erläutert. Das Buch hebt sich bewusst von den Meisternarrativen ab: In der Arbeit mit historischen Quellen wird die Geschichte einer ganz normalen argentinischen Familie nachgezeichnet. Es wird eben nicht der Geschichte eines berühmten Auswanderers nachgegangen und die Autoren fragen zu Recht: «Warum soll das Leben von Ernst Geissbühler nicht genauso wertvoll und erzählenswert sein wie dasjenige eines Politikers oder Wirtschaftsführers?» (S. 16)

*Magda Kaspar, Bern*

**Greco-Kaufmann, Heidi (Hrsg.): Stadtnarren, Festspiele, Kellerbühnen. Einblicke in die Berner Theatergeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart.**

(Theatrum Helveticum, Bd. 17). Zürich: Chronos 2017. 512 S.

Heidy Greco-Kaufmann, Direktorin der Schweizerischen Theatersammlung und Dozentin am Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern, hat sich mit vorliegendem Band zum Ziel gesetzt, zu «eine[r] bis in die Gegenwart reichende[n] Gesamtdarstellung [der Berner Theaterkultur]» (S. 7) beizutragen. Ihre Forschungen sind «Teil der Bemühungen des Instituts für Theaterwissenschaften (ITW) der Universität Bern um eine Theatergeschichte der Schweiz in Einzeldarstellungen» (ebd.), im Rahmen derer bisher aus verschiedenen Kantonen Studien erschienen sind. Um das Konzept ihres Bandes zu illustrieren, zitiert Greco-Kaufmann Andreas Kotte: «Ob nun Theater vornehmlich unter dem Aspekt von Sprachkunst [...], Schriftkunst, Aufführungskunst, Darstellungskunst, Dramenkunst, Körperkunst oder unter anderen Aspekten betrachtet wird, keiner zeigt das Wesen von Theater. Dies vermögen nur mehrere oder alle gemeinsam.» (S. 10) Die Herausgeberin erstellte diesen Band deshalb mit folgenden Co-Autoren und -Autorinnen: Regula Gámiz-Brunner, Susanna Tschui, Thomas Blubacher, Thomas Feitknecht, Marianne Mühlemann, Michael E. Graber und Daniel Di Falco. Die Studie ist chronologisch gegliedert und umfasst drei grössere zeitliche Abschnitte: «den Zeitraum von der Stadtgründung 1191 bis 1700, [...] die Phase von 1700 bis 1900 und [...] das 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart» (S. 11). Fünf «Synopsen» fassen die Unterkapitel jeweils zusammen; Literaturlisten stehen am Ende jedes Autorenbeitrags.

Die «Breite und Offenheit [des] Theaterbegriffs» (S. 11), das Verständnis von Theater als «in unterschiedlichsten Lebenssphären situierten Schauereignissen» (ebd.) manifestiert sich vor allem im ersten Teil des Buchs. Von Theater im landläufigen heutigen Sinn kann dort noch keine Rede sein, dafür umso mehr von Repräsentation

unterschiedlichster Akteure und zu unterschiedlichsten Zwecken. Dieser erste Buchteil liest sich deshalb wie eine Berner Stadtkulturgeschichte aus dem Blickwinkel inszenierter Ereignisse, seien dies ritualisierte Besuche von Königen und Päpsten (Bern als «Schauplatz der Zeremonialkultur», S. 19) oder fingierte Heiligenerscheinungen wie im sogenannten Jetzerhandel 1506. Das heisst, Faktengeschichte wird erzählt und (neu) gedeutet am Beispiel des Schauspiels – ein durchaus gelungener und origineller Zugang. Einen besonderen Stimulus für «Theater», welches das spätere Kunsttheater andeutete, bot die Fasnacht. Sie war «ein Forum, an dem sich unterschiedliche soziale Gruppen mit Maskierung, Verkleidung, Tanz, Umzügen, musikalischen Darbietungen und anderen Bräuchen und Spielen mit Aufführungscharakter in Szene setzen [...] konnten» (S. 70). Im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bern standen Schauereignisse vielfach immer noch im Zusammenhang mit dem religiös-kultischen Geschehen (vgl. S. 71).

Infolge der Reformation wurde es notwendig, gewisse Schauereignisse so zu gestalten, dass sie zwischen katholischen und protestantischen Kantonen keinen Zwist erzeugten, also «politisch korrekt» erschienen. Auf die Bühne kamen nun vermehrt «Vorgänge mit militärisch-kriegerischem Charakter» (S. 130); gleichzeitig wurde der kulturelle Einfluss Frankreichs, der das Berner Theater noch lange prägen sollte, spürbar (vgl. S. 131).

Der zweite Teil der Untersuchung ist eine Zusammenfassung der Dissertation von Susanna Tschui, die in diesem Heft bereits rezensiert worden ist (vgl. BEZG 78,2 2016). Das 18. Jahrhundert ist die Blütezeit der reisenden Schauspieltruppen, welche die Stadtverwaltung forderten und ein Bewilligungssystem notwendig machten. Das Theater dieser Epoche schreibt sich in die gesamte «rege und vielfältige Kultur der Geselligkeit» des 18. Jahrhunderts ein (S. 220). 1798 war für Bern Verlust und Gewinn zugleich: Die patrizische Salonkultur und die Schauereignisse der Zünfte verloren ihre Bedeutung, während im Hôtel de Musique endlich Aufführungen gestattet wurden, denn die französischen Besatzer hatten ein gesellschaftlich-politisches Interesse an der «stabilisierenden Funktion» des Theaters (S. 221). Als eine dem Theater verwandte Form wurde jetzt auch die revolutionäre Festkultur gepflegt, die im Wesentlichen auf dem Einsatz der Vereine beruhte (vgl. S. 222 f.). Dieser zweite grosse Untersuchungszeitraum geht mit der Schliessung des Hôtel de Musique 1900 und der Eröffnung des Stadttheaters 1903 zu Ende.

Die Zeit ab 1900 ist die Epoche der grösseren Bühnen, die heute meist völlig vergessen sind: der Kursaal Schänzli, das Variététheater Brasserie Métropole, das Apollotheater, der Saal des Gesellschaftshauses Museum (heute Kantonalbank am Bundesplatz) und natürlich das neue Theaterhaus am Kornhausplatz. Dennoch sei «das

kulturelle Angebot Berns um die Jahrhundertwende [...] kein Ruhmesblatt» gewesen (S. 309). Mehr denn je wurde es schwierig, den «Spagat zwischen dem Wunsch eines breiten Publikums, sich in der Freizeit zu amüsieren, und einer bildungsbürgerlichen Elite, die nach erzieherisch und moralisch vorbildlichen Bühnenstücken verlangte», zu vollführen (S. 310). Ein wichtiger Teil dieses Kapitels widmet sich der Zeit kurz vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Wie die Zürcher, doch in minderm Masse, wurden die Berner Bühnen zur Exilheimat vieler deutschsprachiger Schauspielerinnen und Schauspieler. Der Krieg förderte zwar die geistige Landesverteidigung auf der Bühne, das Mundart- und Heimatschutztheater war jedoch bereits Anfang des 20. Jahrhunderts aufgekommen.

Ein kleineres, aber wichtiges Kapitel widmet sich den Berner Kellerbühnen. Diese Kleintheaterlandschaft, die man sicher genuin bernisch nennen darf, bereicherte die städtische Theaterlandschaft viele Jahre. Während einige davon verschwunden sind, hat sich das Theater an der Effingerstrasse zu einem festen kulturellen Bestandteil etabliert. Die kleineren Bühnen waren vor allem für zeitgenössisches Theaterschaffen von Bedeutung. Nicht fehlen durfte im Band schliesslich ein Kapitel zum Tanz. Schliesslich ist das Berner Stadttheater ein Dreispartenhaus, und wenn man die Anfänge von Theater überhaupt im Kultischen denkt, ist der Tanz aus einer so detailreichen Theaterstudie nicht wegzudenken.

Der letzte Teil wirkt, da er sich mit der nahen Vergangenheit des Theaters befasst, naturgemäss polemischer. Dies ist nicht dem Autor vorzuwerfen, sondern ergibt sich aus der geringen zeitlichen Distanz zum Forschungsgegenstand. Der Autor hat vieles als Theaterkritiker und Journalist miterlebt, was er nun im Rahmen der Studie darlegt. Doch die Schilderung eines unter Eike Gramss überholten Theaterkonzeptes, des Ringens des Stadttheaters Bern nach seiner Identität wirken absolut nachvollziehbar.

Insgesamt vermittelt der Band ein detailliertes, abwechslungsreiches und spannendes Bild des Berner Theaterlebens. Auch wenn von den im letzten Teil genannten, sehr zahlreichen Namen wenige im Gedächtnis haften bleiben mögen, so entsteht doch ein extrem vielseitiger Eindruck des Berner Theaterschaffens.

*Marianne Derron Corbellari, Neuenburg*

**Gross, Jean-Daniel (Hrsg.): Denkmalpflege in der Stadt Bern.  
Vierjahresbericht 2013–2016.**

Zürich: Chronos 2017. 255 S., 110 Tafeln.

Der neueste Rechenschaftsbericht der städtischen Denkmalpflege ist in drei grössere Blöcke unterteilt: in einen einleitenden Teil, den Hauptteil mit den Gebäudeinformationen und einen Bildteil. Der Band beginnt mit Luftaufnahmen, auf denen die weiter hinten besprochenen Gebäude farbig markiert sind – einer sehr nützlichen Übersicht, die einen einfachen Einstieg in den Haupttext bietet. Wer will, kann sich natürlich auch im Register im Anhang einen Überblick verschaffen.

Die beiden einleitenden Texte befassen sich auf unterschiedliche Weise mit dem Thema «Denkmalpflege». In seinem Vorwort betont der Stadtpräsident, dass neben der intakten Landschaft für unser physisches und psychisches Wohlbefinden auch die baulichen Zeugen der Vergangenheit nötig sind. Sie sind Teil der Lebenswelt, mit der wir uns identifizieren. Zudem sind sie eine der Grundlagen für einen nachhaltigen Tourismus und so auch wirtschaftlich von Belang.

Der Denkmalpfleger seinerseits macht sich Gedanken zur energetischen Sanierung von Altbauten. Gebäude transportieren eine materielle und eine ideelle Botschaft. Materiell vermitteln sie Wissen über historische Bau- und Konstruktionsweisen. Ideell sind sie Ausdruck des gesellschaftlichen und religiösen Umfelds, in dem sie entstanden sind. Diese Botschaften möchte man erhalten, gleichzeitig aber herausfinden, wie weit die Bauten auch ins Konzept eines nachhaltigen Bauens passen. Leider benachteiligen moderne Kennzahlen zur Energiebilanz Altbauten, weil sie Faktoren vernachlässigen, die für deren Energiehaushalt wichtig sind. Zudem können Altbauten Vorteile aufweisen, die in Zukunft eine Rolle spielen dürften: Ihre massive Bauweise verlängert ihre Lebensdauer und reduziert damit die Umweltbelastung; sie kommen ohne teure Haustechnik aus und sind daher weit weniger störungsanfällig. Einfache, massive Baustrukturen dürften langfristig eine bessere Ökobilanz haben als Neubauten, die in viel kürzeren Abständen repariert werden müssen und deren technische Einrichtung ebenfalls eine verhältnismässig kurze Lebensdauer aufweist. Jean-Daniel Gross plädiert für eine «intelligente Einfachheit» als Gegensatz zu einer sich immer weiter entwickelnden Technisierung.

Danach geht der Denkmalpfleger auf die Überarbeitung des Bauinventars in den Jahren 2013–2016 ein. Die bisherigen Einträge wurden überprüft und harmonisiert; ausserdem erfasste die Denkmalpflege die Neubauten aus dem Zeitraum 1960–1990. Aufgrund politischer Vorgaben war eine Reduktion der im Inventar erfassten Bauten notwendig.

Den Hauptteil des Bandes machen die Bauberichte aus. Sie sind aber weit mehr als das: Die Denkmalpflege begnügt sich nicht einfach damit, genau zu beschreiben, auf welche Art und Weise die geschützten Häuser saniert wurden. In allen Fällen liefert sie eine ausführliche Bau- und Nutzungsgeschichte mit, die das Verständnis für die getroffenen Massnahmen fördert. Es wäre zu wünschen, dass sie diese Informationen auch über das online zugängliche Bauinventar der Stadt Bern verfügbar machen würde. Die Texte zu den einzelnen Gebäuden erlauben einen detaillierten Nachvollzug der Gedanken, welche die Denkmalpflege bei ihren Entscheiden leiteten. Das ist eine gute Möglichkeit, unsachlicher Kritik zu begegnen; diese Art von Offenheit ist sehr zu begrüßen. Allerdings tendiert die Denkmalpflege offensichtlich dazu, wertende Urteile ohne Weiteres für verbindlich zu erklären. So heisst es beispielsweise, die Rathausgasse 68 sei «unvoreilhaft» renoviert und die historische Gebäudestruktur sei «verunklärt» worden (S. 67). Die Monbijoustrasse 22 wurde ihrer dekorativen Erscheinung «beraubt» (S. 157), und auf der nächsten Seite wird ein Architekt für seine «berechtigte Haltung» gelobt. Diese und andere vergleichbare Wendungen belegen das Selbstvertrauen und die starke Stellung, welche die Denkmalpflege im Lauf der Zeit erlangt hat.

An einem Beispiel lässt sich zeigen, dass auch die Denkmalpflege nicht von den Auswirkungen des Klimawandels verschont bleibt. So rechnet sie aufgrund der zukünftigen höheren Temperaturen mit einer zunehmenden Bedeutung der Windkräfte, die auf den Münsterturm einwirken. Die Bauleitung hat deshalb entsprechende Sicherungsmassnahmen ergriffen.

In die Berichtsperiode fallen die Sanierungen einiger grosser «Brocken», etwa des Münsters, der Heiliggeistkirche, des Bundeshauses Ost, des Bibliotheksgebäudes an der Münsterergasse, des Burgerspitals, des Hauptgebäudes der Universität oder des grossen Länggassschulhauses. Der vorliegende Band dürfte deshalb nicht nur für die Besitzer privater Liegenschaften, sondern auch für eine breitere Öffentlichkeit interessant sein. Den Band schliesst ein attraktiver, professionell gemachter Bildteil ab. Die prächtigen Aufnahmen zeigen eine Auswahl von Gesamt- und Detail-, Aussen- und Innenansichten der besprochenen Bauten. Auch diese Bilder würden das Online-Bauinventar perfekt ergänzen.

Insgesamt liegt ein weiterer ausgesprochen informativer Band zur Tätigkeit der Stadtberner Denkmalpflege vor, der eine grosse Fülle an wertvollen Informationen und Abbildungen zu interessanten Zeugen der Berner Baukultur enthält. Nicht nur wer weiss, wie aufwendig die Recherchen zur Geschichte von Gebäuden sind, wird ihn sehr zu schätzen wissen.

*Philipp Stämpfli, Bern*

**Heiniger, Manuela: Der mündige Bürger. Politische Anthropologie in Jeremias Gotthelfs Bildern und Sagen aus der Schweiz.**

Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms 2015. 444 S.

Das literarische Werk, die amtlichen Tätigkeiten, das pädagogische und politische Engagement sowie das Wirken als Pfarrer von Albert Bitzius (1797–1854) – besser bekannt unter seinem Pseudonym Jeremias Gotthelf – sind in den letzten Jahren wieder in den Fokus der wissenschaftlichen Forschung gerückt. Einen bedeutenden Anteil daran trägt die neue *Historisch-kritische Gesamtausgabe* (HKG) seiner Werke, Predigten und Briefe, die seit 2004 an der Universität Bern entsteht. Aus diesem Projekt ist die Dissertation von Manuela Heiniger hervorgegangen, die 2015 unter dem Titel *Der mündige Bürger. Politische Anthropologie in Jeremias Gotthelfs «Bildern und Sagen aus der Schweiz»* im Olms-Verlag erschienen ist. Der Textkorpus der Studie setzt sich entsprechend dem Titel aus den Erzählungen *Der letzte Thorberger*, *Sintram und Bertram*, *Der Druide*, *Die schwarze Spinne* und *Geld und Geist* zusammen.

Als Pfarrvikar und Pfarrer ebenso wie als Schriftsteller hatte Gotthelf den liberalen Aufbruch von 1830/31 nicht nur mitgetragen, sondern auch kritisch verfolgt. Die Arbeit geht der Frage nach dem Verhältnis von Freiheit, Individuum und Gesellschaft im Sinne einer christlichen und politischen Anthropologie sowohl im literarischen Werk wie in den Predigten von Gotthelf nach. Sie zeigt, wie sich Gotthelfs christliches Welt- und Menschenbild zum einen mit anthropologischen Diskursen der späteren Aufklärungszeit über die Entwicklungsfähigkeit des Menschen und zum anderen mit einer postgoethezeitlichen bürgerlichen Anthropologie, in deren Zentrum die Bezähmung des Individuums stand, verbinden lässt. Bei Gotthelf habe entgegen der Annahmen der bisherigen Forschung nicht allein die Stellung des Menschen vor Gott im Zentrum gestanden, auch wenn die christliche Theologie das Fundament seines Denkens und Schreibens bildete, so Heiniger. Ihm sei es vielmehr um die Frage gegangen, wie sich das Individuum frei und selbstständig entfalten könne, also um die Voraussetzungen für das sittliche Zusammenleben der Individuen innerhalb vorstaatlicher und staatlicher Institutionen: «Seine anthropologischen Erwägungen des zwar aufgrund seiner tierischen Anlage mangelhaften und daher erziehungsbedürftigen, aber grundsätzlich auch zur Mündigkeit erziehungsfähigen Individuums – zumal dem Menschen sowohl die Anlage zur Vernunft als auch ein Trieb nach Vervollkommnung bereits inhärent seien – sind die Basis für die Frage nach der Organisation des sozialen und politischen Lebens und der menschlichen Existenz im Staat.» (S. 407) Die Grundthese von Heinigers Arbeit lautet daher, dass Gotthelf in seinem Werk und in seinen Predigten versucht habe, die



liberalen Gedanken der Regeneration mit einem christlichen Welt- und Menschenbild zu vereinen, und er vehement um eine Verbindung von Christentum und (frühbürgerlichem) Liberalismus gerungen habe. An der Stelle eines bislang von der Gotthelfforschung vermuteten «Umschlags» von einem aufklärerisch-liberalen Engagement in eine konservative bis reaktionäre Haltung seien vielmehr christlich-republikanische Grundüberzeugungen auszumachen, die Gotthelf auch angesichts des in Bern siegreichen Radikalliberalismus stets aufrechterhalten habe. Die Autorin legt dabei ein besonderes Augenmerk auf den Zentralbegriff der Mündigkeit des Bürgers und zeigt, dass den volksaufklärerischen Diskursen, die ins 18. Jahrhundert zurückreichen und im 19. Jahrhundert fortgesetzt wurden, eine entscheidende Bedeutung für ein Verständnis von Gotthelfs Wirken und Schreiben zukommt. Die christliche Volksaufklärung zielte für Gotthelf darauf ab, gewissermassen als «geistiges Rüstzeug» die Mündigkeit des Menschen herbeizuführen und ihn zum Gebrauch der politischen Errungenschaften von Freiheit und Gleichheit vorzubereiten. Mit der erlangten äusseren Freiheit sollte eine religiös verstandene innere Freiheit korrespondieren, die es den Bürgern ermöglichen sollte, sich uneigennützig am Gemeinwohl auszurichten. Sonst drohte die Freiheit nach Gotthelf zu einem Recht des Stärkeren zu führen. Heiniger nimmt in ihrer Arbeit eine präzise und überzeugende Analyse des Pfarramtsverständnisses von Gotthelf im Kontext der Volksaufklärung vor. Gotthelf habe die von der Volksaufklärung vertretene Forderung nach einer dem Volk angemessenen Sprache übernommen. Eine ideale Predigt zeichne sich für Gotthelf deswegen durch «Menschenkenntnis, existenzielle Nähe, Anschaulichkeit mittels einer ‹Lebenssprache›, die in einfachen, verständlichen Worten und einer dialogischen Redehaltung zum Ausdruck kommt, Wachrufen der Erkenntnis in den Zuhörern sowie Anleitung zur Selbst- und Gewissensprüfung mit dem Ziel der Versittlichung des Einzelnen» aus (S. 117). Damit propagiere er eine am mündigen Bürger orientierte Didaxe, das Selbstverständnis als Prediger sei das eines Vermittlers zwischen Gott und den Menschen, der sich dem Fassungsvermögen seiner Zuhörer anpassen müsse.

Heinigers Arbeit bringt wesentliche Impulse für die Gotthelfforschung. Sie ersetzt nicht nur die mittlerweile überholten Studien von Eduard Buess (*Jeremias Gotthelf. Sein Gottes- und Menschenverständnis*, 1948), Karl Fehr (*Das Bild des Menschen bei Jeremias Gotthelf. Die anthropologische Idee und ihre Entfaltung im dichterischen Werk*, 1953) und Josef Maybaum (*Gottesordnung und Zeitgeist. Eine Darstellung der Gedanken Jeremias Gotthelfs über Recht und Staat*, 1960) nahezu vollständig, sondern eröffnet zukunftsweisende Perspektiven, indem sie es ermöglicht, die erneute Rezeption des klassischen republikanischen Tugenddiskurses um 1820/1830 im Um-

feld von Philhellenismus und Neuhumanismus wesentlich auch auf Gotthelf zu beziehen. Meines Erachtens würde sich eine weitere Erforschung der Verankerung der Schriften Gotthelfs im zeitgenössischen politischen Diskurs sehr lohnen.

*Lukas Künzler, Bern*

### **Kaestli, Tobias: Bözinger Geschichte. Entwicklung einer dörflichen Gemeinde vom Mittelalter bis in die neueste Zeit.**

Hrsg. von der Burgergemeinde Bözingen. Biel/Bienne: Die Brotsuppe 2016. 406 S.

Um es vorwegzunehmen: Der schöne Band überzeugt mit Inhalt, Layout und Bebilderung. Eingeschobene Quellentexte heben sich graublau unterlegt und schriftmässig vom übrigen Text ab. Zu jedem der vier Teile («Von den Anfängen bis 1798», «Französische Zeit und Anschluss an Bern 1798 bis 1816», «Gemeindeentwicklung 1816 bis 1916», «Von der Gemeindefusion bis heute») haben die Fotografin Christelle Geiser und der Fotograf Mischa Dickerhof eine Anzahl Farbaufnahmen mit Motiven aus dem heutigen Bözingen beigeleitet. Wie es bei einem so erfahrenen Autor wie Tobias Kaestli nicht anders zu erwarten ist, gehören eine umfassende Bibliografie (S. 385–397) sowie – nicht selbstverständlich bei Ortsgeschichten – ein Personen-, Orts- und Sachregister dazu. Der Leser schätzt die Fussnoten (statt Endnoten). Wichtigste Quelle bilden die Bestände des Bürgerarchivs Bözingen. Ausgewertet wurden auch Quellen des Stadtarchivs Biel, des Staatsarchivs Bern, der Archives de l'ancien Évêché de Bâle und des Archivs der Gesamtkirchgemeinde Biel. Die *Bözinger Geschichte* ist übrigens bis heute für den Kanton Bern die einzige wissenschaftliche Geschichte über eine der Eingemeindung «zum Opfer gefallene» Gemeinde.

Der Ursprung Bözingens liegt im Dunkeln, der Name taucht erstmals 1181 in einer Urkunde auf. Dass Bözingen heute eine Gemeindegeschichte erhält, ist dem Umstand zu verdanken, dass die starke Burgergemeinde bei der Fusion 1917 selbstständig blieb und den stattlichen Band finanziert hat. Die Burgergemeinde Bözingen gehört übrigens zu den sechs bernischen Burgergemeinden (Aarberg, Bern, Biel, Bözingen, Burgdorf und Thun), die sich bis heute mit Fürsorgefragen befassen.

Die Bözinger Geschichte weist einige Besonderheiten auf, die sie von andern «dörflichen» Gemeinden abheben. Erstens liegt Bözingen an einer verkehrsgeschichtlich interessanten Lage, nämlich am Austritt der Schüss aus der Frontkette des Jura und damit an einer in die römische Zeit zurückreichenden Durchgangsstrasse zwischen dem Mittelland und dem Jura. Davon profitierte das Gastgewerbe bis 1859, als die neue Reuchenettestrasse von Biel her eröffnet wurde. Zweitens wurde die Wasserkraft der Schüss von alters her genutzt für den Betrieb von Mühlen und Sägen und

ab 1634 für den Drahtzug, der bis 1990 bestand, sowie für die Elektrizitätsgewinnung. Bözingen war also nie ein reines Bauerndorf. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Landwirtschaft als Erwerbszweig immer mehr durch die Industrialisierung zurückgedrängt. Viele Bözinger arbeiteten in Biel.

Eine Frage, die sich bei Gemeindefusionen immer stellt: Wer ist die treibende Kraft, wer profitiert von der Fusion? Der direkte Anstoss zur Fusion ging von Biel aus. 1910 lancierte die Sozialdemokratische Partei Biel ein grosses Fusionsprogramm, das auf alle angrenzenden Gemeinden inklusive Nidau zielte. Allerdings gehörten von den anvisierten Gemeinden nur Bözingen und Leubringen zum Amtsbezirk Biel. Der Bözinger Gemeinderat ging auf das Projekt ein, wobei die gegenüber Biel schlechtere Wirtschafts- und Finanzlage (unter anderem höhere Steuern in Bözingen) sowie die zentralörtliche Sogwirkung Biels (Technikum, Gymnasium, Bezirksspital, Gas-, Elektrizitäts- und Wasserversorgung) eine Rolle spielten.

Im Schlusswort stellt der Autor zu Recht fest, dass das ehemalige Dorf kaum mehr zu erkennen sei. Industriegebäude, Lagerhallen, Sportstätten und Verkaufseinrichtungen sowie ungeplante Wohnsiedlungen liessen die Gemeinde zu einem Agglomerationsbrei verkommen. Bözingen sei, wie viele Aussenquartiere in Agglomerationen, ortsplanerisch vernachlässigt beziehungsweise einer übergeordneten Industriepolitik und Verkehrsplanung geopfert worden. Heute, nach Fertigstellung der Südumfahrung von Biel, bietet sich die Chance einer neuen, langfristigen Siedlungsplanung unter Einbezug der Bevölkerung. Bözingen mit seinem noch lebendigen «Dorfgeist» könnte seine eigenen vielfältigen Kräfte mobilisieren und zu einem Modellfall für eine qualitätsvolle Gestaltung eines Aussenquartiers werden.

*Christoph Zürcher, Bern*

### **Lüscher, Geneviève: Achmetaga. Ein Patrizierleben zwischen Griechenland und Bern.**

Bern: Stämpfli 2018. 256 S.

Die Emigration aus der Schweiz ins Ausland zwischen dem 18. und dem 20. Jahrhundert ist gut erforscht. Bekannt sind vornehmlich die Geschichten von mittellosen Familien, welche ihre Heimat verliessen, um andernorts ein Auskommen zu suchen. Geneviève Lüscher aber schildert in ihrem «Dokuroman» – wie sie ihr Genre selber nennt – die Auswanderung des Patrizierpaars Charles Müller und Emma von Fellenberg nach Euböa, auf die grösste griechische Insel östlich von Athen. Dort bauten sie zwischen 1833 und 1866 ihren Gutshof Achmetaga auf. Zum grossen Landwirtschaftsbetrieb gehörte ein Dorf, in dem die vielen Angestellten wohnten.

Emma von Fellenberg (1811–1892) war die Tochter des Gründers und langjährigen Direktors der Bildungsanstalten Hofwil (damals «Hofwyl» geschrieben), Emanuel von Fellenberg (1771–1844). Der Patrizier und strenge Patriarch war erfüllt von den neuen pädagogischen Ideen einer umfassenden Bildung, die auch Kenntnisse über die Natur und die Landwirtschaft beinhaltete. Die Bildungsanstalten Hofwil waren sein Lebenswerk.

Der Patrizier Charles Müller (1810–1884) war als Sohn eines Offiziers der englisch-ostindischen Kompanie in Kalkutta geboren worden und besuchte nach einem Aufenthalt in England in Hofwil die Schule. Dort gehörte er zum engen Kreis der Familie und lernte die Töchter von Fellenberg kennen. Später heiratete er Emma und nahm sie nach Achmetaga mit.

Laut Lüscher folgte Charles in seinem Abenteuer philhellenistischen Gefühlen, die in Schweizer Patrizierfamilien ab den 1820er-Jahren verbreitet waren. Philhellenismus bezeichnete die Begeisterung für die antike Kultur und gleichzeitig für das neue Griechenland, das sich in einer revolutionären Bewegung 1830 von der osmanischen Herrschaft befreite. Doch zerstritten sich die Revolutionäre bald. Die europäischen Grossmächte sahen ihre Interessen bedroht und bestimmten für Griechenland einen Monarchen. Der nach einer Übergangsregierung eingesetzte König Otto I. von Bayern war aber schwach. Er lenkte das Land ohne Rücksicht auf die innere Opposition und konnte die vielen Aufstände und Überfälle von Räuberbanden nicht unterbinden. 1862 mussten er und seine Frau Amalia von Oldenburg nach bürgerkriegsähnlichen Unruhen und der Niederlage Griechenlands im Krimkrieg abtreten.

Obwohl Charles angesichts der harten Realität nicht mehr aus philhellenistischer Motivation wirtschaftete, hielt er durch. Er festigte sein kleines landwirtschaftliches Imperium. Korn, Oliven, Baumwolle, Wein, aber auch der von ihm angestossene Magnesitabbau verschafften ihm ein gutes Einkommen. Emma gebar zwei Söhne. Jeden Sommer verliess die Familie Griechenland und residierte während der heissen Monate in Hofwil. Die Fahrten mit dem Schiff dauerten mehrere Tage.

Die Uneinigkeiten unter den Kindern Emanuel von Fellenbergs darüber, wie es mit dem Erbe des Vaters nach dessen Tod weitergehen sollte, und Charles' Verantwortungsgefühl bewogen die Familie Müller-von Fellenberg, 1866 definitiv nach Hofwil zurückzukehren. Der Sohn des Mitbesitzers, Francis Noel, übernahm Achmetaga. Das Gut besteht noch heute.

Lüscher erzählt eine zum Teil fast unglaubliche Familiengeschichte aus einer spannungsgeladenen Zeit. Griechenland war politisch unruhig, und von den revolutionären Bestrebungen und räuberischen Gewalttaten blieb auch Euböa nicht verschont. Die Schweiz erlebte mit dem Sonderbundskrieg und der Gründung des mo-

dern Bundesstaates 1848 einen einschneidenden politischen Umbruch. Charles und Emma waren dank eines intensiven Briefaustauschs mit Familie und Freunden stets über die Vorgänge in der Schweiz informiert. Charles ärgerte sich über den Vormarsch der radikal-liberalen Kräfte in den Kantonen und auf Bundesebene. Auch auf Euböa waren Charles und Emma in erster Linie mit anderen patrizischen oder adligen ausländischen Grossgrundbesitzern bekannt.

Die Geschichte ist fesselnd. Unterbrochen wird sie von theoretischen Ausführungen zu verschiedenen Thematiken, die im Roman zur Sprache kommen. Lüscher erklärt den Philhellenismus, erläutert die verschiedenen Etappen der Geschichte Griechenlands zwischen 1820 und 1870, erörtert den Machtkampf zwischen König Otto I. von Bayern und der Opposition, berichtet aber auch über die Entwicklungen in Hofwil und die Familie von Fellenberg. Lüscher zeichnet dabei das Bild eines zerrissenen und von den europäischen Grossmächten abhängigen Staates und deckt ungeahnte personelle Beziehungen zwischen der Bildungsanstalt Hofwil und Griechenland auf. Diese historischen Zwischenteile sind lehrreich und flüssig geschrieben.

In den Erzählteilen hingegen fällt der Roman etwas ab: Zum einen geht Lüscher mit den historischen Quellen zu locker um. Sie gibt mittels einer typografischen Hervorhebung vor, historische Briefauszüge als Grundlage zu verwenden. Sie hat diese aber gekürzt, neu zusammengesetzt, umformuliert und ausgebaut. Nur einzelne Ausschnitte entsprechen den ursprünglichen Texten. Zwar deklariert Lüscher dieses Vorgehen, dennoch wirkt es störend. Es wird zu wenig klar, welche Elemente der Erzählung historisch belegt sind und welche der Fiktion der Autorin entspringen. Weil der Leser, die Leserin bezüglich der Echtheit der Quellen stellenweise getäuscht wird, scheint mir dieser Eingriff – selbst in einem «Dokuroman» – unsorgfältig. Zum anderen sind die Charaktere der Personen oft anachronistisch. Insbesondere die Paarbeziehung zwischen Charles und Emma ist für die Rollenverhältnisse des 19. Jahrhunderts zu modern. Dies schlägt sich auch in den Dialogen zwischen den beiden Personen nieder. Nicht gänzlich überzeugend ist zudem der literarische Stil, der in den Erzählteilen zum Teil klischierte Formulierungen enthält. Trotzdem liest der Historiker, die Historikerin das Buch nicht zuletzt dank der Thematik mit Interesse.

*Birgit Stalder, Bern*

## **Rogger, Franziska: Kinder, Krieg und Karriere. Selbstbildnisse aus der Mitte des 20. Jahrhunderts.**

Bern: Stämpfli 2016. 208 S.

Dieses Buch präsentiert ein Panorama an Selbstbildnissen, die entstanden sind, als 27 unterschiedliche Akademikerinnen der Autorin Franziska Rogger ihr Leben erzählten. Die Porträtierten leben heute nicht mehr. Sie haben mit der Autorin vor über 20 Jahren gesprochen, als diese für ihr 1999 erschienenes Werk *Der Doktorhut im Besenschränk* die Biografien der ersten Berner Studentinnen erforschte. Im vorliegenden Buch macht Rogger diese Gespräche, die ihr damals als Grundlage dienten, der Öffentlichkeit zugänglich. Diesmal kommen vor allem die Frauen selbst zu Wort, während sich die Historikerin zurücknimmt und auf eine umfassende historische Kontextualisierung oder Analyse verzichtet.

Obwohl Kinder, der Zweite Weltkrieg und die Karriere in den Lebensläufen aller Frauen – wie der Titel ankündigt – zentrale Themen sind, ist die Vielfalt der erzählten Biografien augenfällig. In der Einleitung weist die Autorin bereits auf einige besonders interessante Punkte, Gemeinsamkeiten und Gegensätze hin. Eine Gruppierung der 27 Selbstbildnisse in mehrere Unterkapitel ermöglicht ebenfalls eine erste Orientierung über die Schwerpunkte, die sich in den Gesprächen ergaben.

Die erste Serie von Selbstbildnissen zeigt, dass die Wahl des Studienfachs entscheidend dafür war, wie die ersten Berner Studentinnen ihre Zeit an der Universität erleben und welche beruflichen Möglichkeiten sich für sie danach ergaben; je nach Fach stiessen sie auf grössere oder kleinere Hindernisse. Geschlechtsspezifische Diskriminierungen während des Studiums waren eher selten oder wurden von den Frauen nicht als besonders störend empfunden. Rogger weist darauf hin, dass die Interviewpartnerinnen «die gesellschaftlichen und sozialen Ungerechtigkeiten weit mehr gestört hätten als die geschlechtsspezifischen» – und zwar auch dann, wenn sie nicht selbst davon betroffen waren. So empfand die Ärztin Margrit Roost-Pauli (1917–2009) die Tatsache, dass ihr als Studentin in gynäkologischen Kursen jeweils ledige und deshalb stigmatisierte Schwangere vorgeführt wurden, als enorm stossend.

Grösseren Hindernissen begegneten die Akademikerinnen oft erst beim Einstieg in das Berufsleben. Die Theologin Dora Zulliger-Nydegger (1909–2002) etwa musste als Pfarrerin erfahren, dass eine ganze Reihe von Tätigkeiten, die eigentlich zu ihrem Beruf gehörten, verboten wurden. Allerdings liess sie sich kaum dadurch einschränken und setzte sich oft einfach über die Vorschriften hinweg. Die Germanistin Elli Kayas-Balsiger (1917–2009) wiederum konnte zwar ein Patent als Gymnasiallehrerin erwerben, hatte jedoch in Bern keine Chance auf eine vollwertige Festanstellung.

lung. Ungeachtet ihrer fachlichen Qualifikationen wurden ihre männlichen Kollegen bei Besetzungen vorgezogen. Die Juristin Marie Boehlen (1911–1999) hatte ebenfalls Schwierigkeiten bei der Stellensuche. Als sie sich bei einer Schweizer Botschaft als Sozialattaché bewarb, erhielt sie eine Absage mit der Begründung, Frauen könnten hier nur als Stenotypistinnen arbeiten, sie könne ja eine entsprechende Ausbildung nachholen. Sie wurde später Jugendanwältin, eine Stelle, welche die Verantwortlichen unbedingt mit einer Frau besetzen wollten.

«Doppelbelastungen aller Art», die sich aus der familiären Situation ergaben, sind ein weiteres Schwerpunktthema der Selbstbildnisse. Manche Frauen hielten ihre Ausbildung und ihren Beruf für unvereinbar mit der Mutterrolle. Die Germanistikprofessorin Maria Bindschedler (1920–2006) entschied sich ganz bewusst gegen Ehe und Kinder. Sie meinte rückblickend, dass ihr Leben wohl ganz anders verlaufen wäre, hätte sie ihre Jugendliebe geheiratet. Auch Ellen Judith Beer (1926–2004), Professorin für Kunstgeschichte, blieb ledig, empfand es aber als Bürde und Karrierehindernis, dass sie jahrzehntelang ihre kranke Mutter pflegte. Die meisten der porträtierten Akademikerinnen allerdings heirateten und bekamen Kinder. Explizit als «Doppelbelastung» stellen dies allerdings die wenigsten von ihnen dar.

Zur Belastungsprobe wurde in vielen Fällen eher die Zeit des Zweiten Weltkriegs. Viele Akademikerinnen berichteten von Mangelerfahrungen, von Nahrungsmittelknappheit und vom Lernen und Arbeiten in ungeheizten Räumen. Zudem mussten viele von ihnen noch als Studentinnen oder Berufsanfängerinnen plötzlich sehr viel Verantwortung übernehmen und für ihre Kollegen einspringen, die zum Militärdienst eingezogen worden waren. Der Vorteil dieser Herausforderungen war, dass sich den Frauen dabei manchmal bisher ungeahnte Karrierechancen eröffneten.

Mit *Kinder, Krieg und Karriere* ist der Autorin eine interessante, sogar unterhaltensame Quellensammlung gelungen. Für ein tieferes Verständnis und eine historische Kontextualisierung sind einige Vorkenntnisse notwendig, welche Rogger als gegeben voraussetzt und die sie teilweise in ihrem früheren Werk *Der Doktorhut im Besenschränk* erläutert hat. Als Kritikpunkt sei einzig die Handhabung der Interviewtexte genannt: Die Gespräche wurden in Dialekt geführt, anschliessend von der Autorin in Schriftsprache umformuliert und redigiert. Dennoch werden alle Selbstbildnisse – mit einer Ausnahme – in der ersten Person erzählt. Das führt an einigen Stellen zu etwas holprigen sprachlichen Formulierungen. Dieses Übersetzungsproblem ergibt sich allerdings immer bei solchen biografischen Interviews, und im Fall von *Kinder, Krieg und Karriere* hat es sich eindeutig gelohnt, zugunsten der Verständlichkeit einige sprachliche Kompromisse einzugehen.

Anina Eigenmann, Bern

## **Stamm, Konrad: Minger: Bauer, Bundesrat. Die aussergewöhnliche Karriere des Rudolf Minger aus Mülchi im Limpachtal.**

Zürich: NZZ Libro 2017. 428 S.

Rudolf Minger war am 12. Dezember 1929 glanzvoll in den Bundesrat gewählt worden. Knapp elf Monate später gelang ihm das Gesellenstück. Auf Einladung der Aargauer SP stellte er sich am 26. Oktober 1930 in der Industriegemeinde Gränichen einer kontradiktorischen Versammlung über die Wehrpolitik der Schweiz. Sein Kontrahent, Dr. Arthur Schmid, Fraktionspräsident im Nationalrat, vertrat die Doktrin der SP, nämlich die waffenlose Neutralität. Minger vertrat die bewaffnete Neutralität und die Wiederaufrüstung der Armee, die nach 1918 sträflich vernachlässigt worden war. Minger begann seine Rede mit der Feststellung, dass sowohl Freunde wie Gegner der militärischen Landesverteidigung letztlich dasselbe, nämlich das Wohl des Schweizervolkes im Sinne hätten. Damit schlug der ehemalige Politaktivist und Parteigründer eine Brücke zum Lieblingsgegner der Jahre nach 1918, und zwar mit grossem Erfolg. Die Basis der SP erwies sich als weit weniger doktrinär als die Parteileitung. Obwohl das 2000-köpfige Publikum zu zwei Dritteln aus Arbeitern bestand, die Minger mit der «Internationalen» begrüsst, ging dieser als Sieger vom Platz, notabene drei Jahre vor der Machtergreifung Hitlers.

Mit diesem Schlüsselereignis in Mingers Lebenslauf beginnt der promovierte Historiker und versierte Journalist Konrad Stamm seine grosse Minger-Biografie. Damit gelingt es ihm, die Leserschaft für das Thema einzunehmen. In 25 Kapiteln lässt Stamm das Leben und Wirken Mingers an der Leserschaft vorüberziehen, wobei der Historiker mit journalistischen Methoden – und das ist hier keineswegs negativ gemeint – Interesse und Spannung über 400 Seiten hochhält. Die Schwerpunkte des Werks werden schon im Titel gesetzt: Bundesrat – Bauer. Minger selbst spielte gern mit diesem «Antagonismus». Als «einfacher Bauer» konnte er sich sowohl von der «freisinnigen Hochfinanz» abgrenzen als auch vom sozialistischen Internationalismus. Die personellen Verflechtungen zwischen dem schweizerischen Bauernstand und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft waren traditionell eng. In vielen schweizerischen Bauernfamilien gab es Angehörige, die ihr Brot in den Fabriken verdienten.

Die besten Kapitel des Buchs sind diejenigen, die sich mit Mingers Bundesratszeit (1930–1940) befassen. Minger brachte, was wenigen Bundesräten vergönnt ist, sämtliche seiner Vorlagen zur Wiederaufrüstung der Armee durchs Parlament und durch die Volksabstimmungen. Es waren nicht nur Vorlagen zur Rüstungsfinanzierung – die spektakulärste unter ihnen, die Wehranleihe von 1936, machte Minger zu einem Plebiszit für die Landesverteidigung –, sondern auch solche zur Reorganisation der



Armee und zur vorausschauenden Umstellung auf Kriegswirtschaft. Mingers grösstes Verdienst war aber die Einbindung der SP ins Konzept der bewaffneten Neutralität. Spannend geschildert wird auch Mingers Personalpolitik in der Armee, insbesondere die Zurückbindung des germanophilen Offiziersclans um den Generalsohn und Korpskommandanten Fritz Wille und die systematische Förderung von Henri Guisan.

Etwas zu kurz kommt dagegen der Volkstribun und Parteigründer, der am Anfang seiner politischen Karriere durchaus zu pubertären Rüpeleien fähig war, die ja auch heute bei expandierenden Parteien vorkommen. Seine Technik der flächendeckenden Gründung von Parteisektionen zwischen 1918 und 1920 (man funktionierte häufig den Vorstand der Milchgenossenschaft zum örtlichen Parteivorstand um) wäre eine nähere Untersuchung wert. Seither war lediglich Ueli Maurer als Parteisekretär ähnlich erfolgreich im Gründen von Sektionen. Den Leser, die Leserin würde interessieren, wie die heutige SVP ihren Begründer und Übervater wahrnimmt. Und vice versa stellt sich die Frage: Wie würde Minger heute seine Partei wahrnehmen? Nur nebenbei bemerkt sei, dass ausser Swisslos auch der Lotteriefonds des Kantons Bern und der Bären-Club der SVP Kanton Bern als Sponsoren des Werks firmieren. Das Buch musste offensichtlich zum Jubiläumsjahr der BGB/SVP vorliegen, und unter dem Zeitdruck litt die Sorgfalt bei Bibliografie und Anmerkungen.

Als Fazit lässt sich festhalten: Das Werk ist sicher nicht die abschliessende wissenschaftliche Biografie Mingers, was Stamm auch im Text mehrmals betont. Aber es ist faktenreich, gut geschrieben und seriös recherchiert. Die historische Einschätzung Mingers deckt sich grosso modo mit derjenigen in der Biografie von Hermann Wahlen von 1965. Minger ist der «einfache» Bauer, der trotz bescheidener Bildung durch hohe Intelligenz, gute Menschenkenntnis, Fleiss und Zielstrebigkeit in der Armee zum Oberst und in der Politik zum Bundesrat aufstieg und dann die Chance hatte, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu stehen. Er baute als Bundesrat die vernachlässigte Armee wieder auf, sodass General Guisan, den er zielstrebig und früh als Oberkommandierenden im Kriegsfall ausgewählt hatte, ein brauchbares Instrument in die Hand erhielt.

*Christoph Zürcher, Bern*

**Tobler, Konrad: Frank Geiser. Architekt. Hauptwerke 1955–2015.**

Zürich: Park Books AG 2016. 205 S.

Das nahezu quadratische Buch handelt nicht nur von überaus präzise gestalteter Architektur, es führt präzise Gestaltung gleich selber vor: Hervorragende Schwarzweiss-

fotos wechseln mit minimalistischen Strichplänen und sorgfältig gesetzten Textseiten ab. Alles fein säuberlich voneinander getrennt, sodass auf einer Seite stets nur entweder eine Fotografie, ein Plan oder ein Text zu finden ist. Eine einzige Seite sticht leuchtend rot heraus: eine vom jungen Frank Geiser 1955 gestaltete Lithografie mit zwei kurzen, schwarzen Balken auf rotem Quadrat. Sie steht sowohl für den Beginn der Architektenlaufbahn, für die frühe Berufung und die spätere Beharrlichkeit, als auch für die Interpretation des gesamten architektonischen Werks als «konkrete Architektur» und damit als eine Parallelerscheinung zur «Konkreten Kunst».

Der Textteil beginnt mit den verschiedenen Einflussphären, mit denen der 1935 geborene Geiser in seiner Jugend in Kontakt stand. Personen, die ihm viel bedeuteten, Ausbildungsorte und frühe Interessen werden vor- und dargestellt. Über das von 1956 bis 1960 an der Hochschule für Gestaltung in Ulm absolvierte Studium lesen wir ebenso wie über den zwischenzeitlichen Besuch des Instituts für Städtebau und Landesplanung in Aachen 1958.

Das nächste Kapitel sucht mit sechs Begriffspaaren die Arbeiten von Geiser einzukreisen und zu charakterisieren. «Das Objektive und das Strukturelle» erklärt den strengen, meist auf einem Quadrat aufbauenden Raster, der all seinen Entwürfen als Rückgrat dient. «Das Materielle und Filigrane» beschreibt seine Liebe zu feingliedrigen Metallkonstruktionen. Typisch modernistisch gedacht ist «das Flexible und das Soziale», wo menschliches Zusammenleben als Frage einer anpassungsfähigen Raumorganisation verstanden wird. «Das Transparente und das Reflektierende» ist als Gegenstück zur Metallkonstruktion zu verstehen und handelt von seiner Vorliebe für Glas, für Öffnungen und für weite und transparente Raumgefüge. Auch «die Natur und das Sinnliche» widerspiegelt überaus modernistische Vorstellungen: Die Natur dient zum einen als Folie, auf der die puristische Abstraktion der Architektur erst richtig zu brillieren vermag, zum anderen ist sie das Reservat der Emotionen und Stimmungen, die in der Nüchternheit der mathematisch-geometrischen Welt zu kurz kommen würden. «Die Architektur und die bildende Kunst» schliesst den Bogen ab und bildet die zweite Folie, vor der sich die Architektur zu bewähren hat: diejenige der Gegenwartskunst. Die Architektur selbst wird zwar nicht eigentlich als Kunst verstanden, steht aber in einem ähnlichen Verhältnis zur Gegenwart wie diese, indem sie kompromisslos aus dieser Gegenwart schöpft und in einem äusserst angespannten Verhältnis zur eigenen Herkunft, zu Konventionen und Traditionen steht oder zu stehen vorgibt. Die enge Bindung an die Gegenwartskunst dient als Garant für die Radikalität der architektonischen Arbeit.

Im nächsten Kapitel lernen wir die städtebaulichen Projekte von Geiser kennen. Sie sind allesamt nicht realisierte, überaus zeittypische Vorschläge der Raumorga-

nisation. Die frühen Arbeiten zeigen das modernistische Spiel mit Kuben unterschiedlicher Grösse, Höhe und Funktion, die späteren suchen den Kontrast zwischen dem geschützten Bestand und der zeitgemässen Intervention.

Auf den folgenden Seiten lernen wir, chronologisch geordnet, in Text, Plan und Fotografie wichtige Neubauten von Geiser kennen: das Firmengebäude an der Thunstrasse in Bern (1962/63), das Bürogebäude an der Jungfraustrasse in Bern (1965/66), ein Landhaus in Zuzwil (1967/68), die Verwaltungsgebäude an der Schwarztorstrasse in Bern (1969–1972), das blaue Haus an der Schwarztorstrasse in Bern (1978–1981). Im nächsten Block finden sich Um- und Erweiterungsbauten: das ehemalige Lehrerseminar in Hofwil (1982–1984), das kantonale Verwaltungsgebäude an der Speichergasse in Bern (1984–1986), der Ersatzneubau der RBS-Station Papiermühle bei Ittigen (1985/86), die Liftanlage am Bernischen Historischen Museum (1989–1991), die Sanierung und Erweiterung eines Weilers in Niederbottigen (1989–1995), der Umbau der Berner Bahnhofshalle (1998/99). Den Abschluss machen Grossbauten und Spätwerke: das Verwaltungszentrum in Langenthal (1990–1992), die Neukonzeption und Erweiterung der Schulanlage Blindenmoos in Schliern (1991–1994), ein Reihenhauses am Dianaweg in Köniz (1997/98), die Gewerblich-Industrielle Berufsschule Bern (1996–1999), ein Wohn- und Bürohaus an der Bellevuestrasse in Köniz (2004–2007).

Das sehr schön gemachte Buch stellt das Werk eines bedeutenden Berner Architekten in einer guten Auswahl seiner Arbeiten vor. Der Leser und Betrachter erhält einen abgerundeten Überblick über ein bemerkenswertes Lebenswerk. Die Fotografien zeigen die Bauwerke kurz nach ihrer Fertigstellung ohne Menschen und ohne Gebrauchsspuren, sodass sie Le Corbusier wohl als «reine Schöpfungen des Geistes» akzeptiert und gerühmt hätte. Aber auch der Text gibt sich in weiten Teilen panegyrisch und eröffnet damit einen aufschlussreichen Blick in das Selbstverständnis dieser Architektengeneration, die sich als dem Architekturlaien voranschreitende Avantgarde versteht und immer schon verstanden hat.

*Dieter Schnell, Bern*